

Gloria Steinem • My Life on the Road



Gloria Steinem

My Life on the Road

Aus dem Amerikanischen
von Eva Bonné

btb

INHALT

Auftakt	11
Einleitung: Straßenschilder	17
1. In den Fußstapfen meines Vaters	33
2. Gesprächskreise	69
3. Warum ich nicht Auto fahre	121
4. Ein großer Campus	157
5. Wenn das Politische privat wird	195
6. Surrealismus im Alltag	265
7. Was einmal war, kann wieder sein	307
Nachwort	357
Danksagung	361
Anmerkungen	363
Register	373

WIDMUNG

Im Jahr 1957, als die Ärzte eine Schwangerschaft nur unterbrechen durften, wenn das Leben der werdenden Mutter in Gefahr war, ging ein britischer Doktor namens John Sharpe das beträchtliche Risiko ein, einer zweiundzwanzigjährigen Amerikanerin auf der Durchreise nach Indien eine Abtreibung zu ermöglichen.

Er wusste nur, dass sie sich gerade von ihrem Verlobten getrennt hatte und einer ungewissen Zukunft entgegensah, und er sagte zu ihr: »Zwei Dinge müssen Sie mir versprechen. Erstens dürfen Sie niemandem meinen Namen verraten. Zweitens werden Sie mit Ihrem Leben genau das machen, was Sie möchten.«

Lieber Dr. Sharpe, Sie wussten damals schon, wie ungerecht die Gesetzeslage war. Heute, so viele Jahre nach Ihrem Tod, möchte ich Ihnen sagen:

Ich habe versucht, das Beste aus meinem Leben zu machen.
Dieses Buch ist Ihnen gewidmet.

»Die Evolution hat uns zu Reisenden bestimmt.
Sesshaftigkeit von längerer Dauer, ob in einer Höhle
oder einem Schloss, war bestenfalls ein vorübergehender
Zustand ... ein Tropfen im Ozean evolutionärer Zeit.«

Bruce Chatwin, *Der Traum des Ruhelosen*

AUFTAKT

Ich besteige ein Flugzeug nach Rapid City in South Dakota und bemerke, dass auffällig viele meiner Mitreisenden schwarzes Leder und schwere Ketten tragen und außerdem tätowiert sind. Normalerweise kann man einem Flugpassagier sein Ziel ansehen – der Anzug fliegt für gewöhnlich nach Washington, D. C., die Jeans nach L. A. –, aber was diese Ansammlung von unkonventionellen Menschen ausgerechnet in Rapid City will, einer Stadt, in der die Leute am Wochenende immer noch schräg vor dem Kinopalast parken, kann ich mir nicht so recht erklären. Mein bärtiger Sitznachbar trägt Nietenjackette und Nasenring; er ist leider eingeschlafen, also verbuche ich das Ganze als ein weiteres Rätsel des Reisens, das niemals gelöst werden wird.

Am Flughafen treffe ich fünf Freundinnen aus unterschiedlichen Landesteilen. Wir sind eine bunt gemischte Truppe – eine Cherokee-Aktivistin und ihre erwachsene Tochter, zwei afro-amerikanische Schriftstellerinnen, eine Musikerin und ich. Man hat uns eingeladen zu einem Stammestreffen der Lakota Sioux, auf dem der Stellung der Sioux-Frauen vor der Einführung des Patriarchats durch die Europäer feierlich gedacht werden soll – ein bescheidener Versuch, die verlorene Macht zumindest teilweise zurückzugewinnen.

Auf dem Weg in die Schluchten und Täler der Badlands fallen uns die zahllosen Motorräder auf, die vor den abgelegenen Dinern und Moteln geparkt stehen. Das Rätsel der Kutten und Ketten im Flieger ist gelöst, ein zweites geboren. Die Kellnerin, die wir bei der nächsten Kaffeepause fragen, kann unsere Ahnungslosigkeit nicht fassen: Seit 1938 treffen sich Motorradfahrer aus aller Welt zu einer Rallye in der Kleinstadt Sturgis, einer weitläufigen Siedlung am Highway. Die kaum bewohnte Landschaft mit ihren Wäldern, Bergen und schnurgeraden Highways, die noch aus dem Weltall zu erkennen sind, übt auf die Biker eine große Anziehung aus. Zum Zeitpunkt unseres Besuchs halten etwa 250 000 Motorradfahrer sämtliche Motels und Campingplätze in einem Radius von fünfhundert Meilen besetzt.

Wir, eine Gruppe von sechs Frauen, fallen auf. Ehrlich gesagt fühlen wir uns inmitten von so vielen Motorradfahrern nicht ganz wohl. Wie denn auch? Wir wissen aus dem Kino, dass Biker stets im Pulk reisen und die Frauen in ihrer Gruppe wie Privatbesitz behandeln. Alle anderen weiblichen Wesen gelten als Freiwild.

Wir begegnen jedoch nur wenigen Motorradfahrern, weil wir auf kleinen Nebenstraßen unterwegs sind, in den Wäldern und auf Indianergebiet. Wir essen traditionelle Speisen, die in Trucks herangeschafft werden, sitzen auf Decken an heiligen Stätten und lauschen dem Rhythmus der Trommeln. Die Indianerponys sind so aufwendig geschmückt wie die Tänzerinnen. Wenn es regnet, zeigen sich am Himmel Regenbogen, die zu den Seiten hin in unendlicher Ferne verschwimmen, und aus den nassen Süßgrasfeldern steigt ein intensiver Blütenduft auf.

Nur wenn wir abends in unsere Unterkunft zurückkehren, begegnen wir den Motorradfahrern auf dem Parkplatz. Einmal bin ich zu Fuß in Rapid City unterwegs und höre einen Biker

zu seiner tätowierten Begleiterin sagen: »Schätzchen, du kannst shoppen gehen, solange du willst. Wir treffen uns später in dem Cappuccino-Laden.« Es muss sich wohl, denke ich, um eine Ausnahme handeln.

An unserem letzten Morgen betrete ich den Frühstückssaal allein. Ich bemühe mich, nicht aufzufallen, ohne dabei abweisend zu wirken. Trotzdem kann ich nicht anders, als mir der vielen Motorradstiefel und Messer und der sehr wenigen Frauen deutlich bewusst zu werden. Am Nebentisch sitzen ein muskulöser, mit Ketten behängter Mann und eine aufwendig frisierte Frau in Lederhose. Sie bemerken mich, tuscheln, und schließlich kommt die Frau herüber und spricht mich an.

»Ich möchte Ihnen nur sagen«, erklärt sie fröhlich, »dass ich Ihre Zeitschrift *Ms.* seit vielen Jahren mit dem größten Vergnügen lese, so wie mein Mann dort drüben. Jetzt, wo er in Rente ist, liest er sie regelmäßig. Aber was ich Sie eigentlich fragen wollte: Ist eine der Frauen aus Ihrer Gruppe nicht Alice Walker? Ich liebe ihre Gedichte!«

Wie sich herausstellt, fahren sie und ihr Mann seit ihrer Hochzeit bei der Rallye mit. Sie ist fasziniert von der Freiheit des Motorradfahrens und von der rätselhaften Mondlandschaft der Badlands. Sie empfiehlt mir eine Wanderung, auf keinen Fall dürfe ich jedoch die markierten Wege verlassen. Während der Schlacht um die heiligen Black Hills hätten sich die Krieger der Lakota in das unwegsame Gelände zurückgezogen, weil die Kavallerie sich bei der Verfolgung dort jedes Mal verirrt.

Auf dem Weg zur Kasse bleibt ihr Mann kurz bei uns stehen und rät mir, das aus dem Fels gesprengte Crazy Horse Memorial zu besichtigen. »Crazy Horse auf seinem Pferd«, sagt er, »wird selbst die Indianerschlächter vom Mount Rushmore in den Schatten stellen.« Er stiefelt weiter, dieser sanftmütige Riese mit den vielen Ketten und Tattoos.

Bevor sie sich von mir verabschiedet, zeigt meine neue Freundin durch die breite Panoramascheibe des Saales auf den Parkplatz.

»Sehen Sie die lila Harley dort hinten – die große, schöne? Das ist meine. Früher bin ich immer hinten bei meinem Mann mitgefahren, ich hätte mich nie allein auf die Straße gewagt. Aber als die Kinder ausgezogen sind, wollte ich etwas ändern. Anfangs war es nicht leicht, aber ich habe mich durchgesetzt. Wir haben uns zusammengerauft und wurden Partner auf Augenhöhe. Inzwischen sagt er selbst, es sei viel besser so. Er braucht keine Angst mehr vor einer Panne oder vor einem Herzinfarkt am Lenker zu haben, der uns beide das Leben kosten würde. Auf meinem Nummernschild steht *Ms.* – Sie sollten mal die Gesichter meiner Enkel sehen, wenn Oma auf der lila Harley anrollt!«

Als ich wieder allein bin, blicke ich auf die unwirtliche Sandwüste mit den zerklüfteten Felsen hinaus, die sich meilenweit erstreckt. Ich bin oft in den Badlands herumgewandert, und ich weiß, dass der fahle Sand, wenn man ihn nur aus der Nähe betrachtet, in Wahrheit bunt ist, blassrosa und beige und cremeweiß. Und die Felsen, die aus der Ferne so massiv wirken, sind von verschlungenen, mutterleibsartigen Löchern durchsetzt. In den Klippen tun sich schützende Höhlen auf.

Was aus der Ferne wie das eine erscheint, erweist sich aus der Nähe als etwas vollkommen anderes.

Ich erzähle Ihnen die Geschichte von meinem Ausflug zu dem Stammtreffen, weil man Lektionen wie diese nur auf Reisen lernen kann. Und weil ich mittlerweile fest daran glaube, dass jeder Mensch insgeheim auf einem lila Motorrad sitzen möchte.

Man muss es sich bloß eingestehen – und endlich losfahren.



Mit Alice Walker unweit der Badlands, 1994

AUS GLORIA STEINEMS PRIVATSAMMLUNG

EINLEITUNG

Straßenschilder

Wenn die Leute mich fragen, warum ich auch nach so vielen Jahren noch voller Energie und Hoffnung bin, antworte ich: *Weil ich reise*. Seit über vier Jahrzehnten bin ich mindestens die Hälfte meiner Zeit unterwegs.

Ich habe nie versucht, über meinen Lebensstil zu schreiben, obwohl ich regelmäßig über die Menschen berichtet habe, die mir unterwegs begegnet sind, über die Dinge, die ich erlebt habe. Meine Reisen schienen einfach in keine Kategorie zu passen, waren kein Road Trip à la Kerouac und auch keine Flucht vor dem geregelten Leben. Ich bin aus den unterschiedlichsten Anlässen gereist. Anfangs unternahm ich als Journalistin meine Recherchetouren, später war ich als Wahlkämpferin und politische Aktivistin unterwegs, als ruhelose Wanderarbeiterin in Sachen Feminismus. Ich schloss neue Freundschaften und stieß neue Projekte an, und bald fand mein Leben überall im Land statt. Und das verbindende Element war immer das Reisen.

Wenn Freundinnen oder Kollegen mich fragten, ob das Leben in wechselnden Hotelzimmern sehr belastend sei, bot ich ihnen an, mich auf Reisen zu begleiten – in der Hoffnung, sie könnten mich verstehen und ebenfalls auf den Geschmack kommen.

Aber in all den Jahren hat nur eine Einzige von ihnen mein Angebot angenommen, für gerade einmal drei Tage.¹

Als die Jahrzehnte verstrichen, schlich sich der Ausdruck »immer noch« ein: »Oh, du bist *immer noch* so viel unterwegs?« Da dämmerte mir, dass ich über das, was ich am meisten tat, am wenigsten geschrieben hatte.

In der Folge machte ich mich daran, Notizen zu meinen vielen Reisen anzulegen, zu den vergangenen und den geplanten. Ich beschrieb mein Staunen über das, was möglich ist, und meine Wut über alles, was unmöglich sein sollte. Ich schrieb über meine Faszination für das, was *sein könnte*. Ich durchforschte alte Terminkalender und Reisepläne, Briefe und Tagebücher, und auf einmal wurde ich von der Erinnerung an meinen Vater überwältigt, wie er seine zerfledderten Straßenkarten aufklappte und seine Adresskartei überprüfte und auszurechnen versuchte, wie viel Benzingeld er für die Fahrt von hier nach dort brauchen würde; wo sich ein Trailerpark finden ließe, der seine Frau und die beiden Töchter aufnahm; welche Händler und welche Geschäfte auf unserer Route als Abnehmer der Antiquitäten infrage kämen, mit deren Handel und Tausch er unseren Lebensunterhalt verdiente. Die Erinnerung war so lebendig, dass ich meinte, ein verschwörerisches Flüstern zu hören; für den größten Teil des Jahres war ein enger Wohnwagen unser Zuhause, und wenn meine Schwester und ich spätabends tuschelten, durften wir unsere Mutter nicht wecken.

Bis zu diesem Augenblick hätte ich geschworen, den Lebensstil meines Vaters strikt abzulehnen. Ich hatte mir ein Zuhause eingerichtet, an dem ich hänge und das mein Rückzugsort ist, er hingegen hätte nicht zwangsläufig ein Heim gebraucht. Ich hatte mir nie auch nur einen Cent geliehen, er war immerzu verschuldet. Wenn ich zu meinen Veranstaltungen reise, nehme ich das Flugzeug oder den Zug, wohingegen mein Vater tagelange,

einsame Überlandfahrten in Kauf nahm, nur um nicht fliegen zu müssen. Aber so, wie junge Menschen aufbegehren, um sich letztendlich auf Bekanntes zu besinnen, wurde mir plötzlich klar, warum ich mich auf Reisen wie zu Hause fühlte. Weil eben das Reisen während meines ersten, prägenden Lebensjahrzehnts genau das gewesen war: mein Zuhause. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal über das Leben meines Vaters schreiben würde, aber nun wurde mir klar, dass es nur folgerichtig wäre.

Weitere Entdeckungen folgten. Beispielsweise hatte ich das Reisen immer als Ausnahmezustand betrachtet und angenommen, dass ich eines Tages erwachsen werden und mich niederlassen würde. Inzwischen muss ich einsehen, dass in meinem Fall das Reisen der Dauerzustand ist und das Leben an einem einzigen Ort die Ausnahme. Meine Reisen sind die Voraussetzung für ein häusliches Leben, nicht umgekehrt.

Ein anderes Beispiel sind meine öffentlichen Reden. Zwischen meinem zwanzigsten und vierzigsten Lebensjahr habe ich alles getan, um nicht vor anderen Leuten sprechen zu müssen. Einmal fragte ich eine Sprachtherapeutin nach dem Grund, und sie erklärte mir, besonders Tänzerinnen und Schriftstellerinnen falle es schwer, vor anderen zu sprechen, denn sie haben sich für einen Beruf entschieden, in dem genau das nicht erforderlich ist. Ich war beides, Tänzerin und Schriftstellerin.

Später dann, gegen Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre, breitete sich der Feminismus im ganzen Land aus; dennoch stieß ich mit dem Thema in allen Redaktionen, für die ich als freie Mitarbeiterin schrieb, auf überwältigendes Desinteresse. Irgendwann war ich empört und verzweifelt genug, mich mit einer Frau zusammensetzen, die viel mutiger war als ich, und gemeinsam klapperten wir Universitäten und Bürgerinitiativen

ab. Im Laufe der Zeit und fern von zu Hause erkannte ich, was ich andernfalls vielleicht übersehen hätte: Wenn Menschen sich im selben Raum aufhalten, können sie sich in einem Maße in ihr Gegenüber einfühlen und Verständnis entwickeln, wie es über den Austausch von Texten oder via Bildschirm niemals zu erreichen wäre.

Und so musste ich immer öfter tun, was ich nie für möglich gehalten hätte: Ich trat als öffentliche Rednerin auf und brachte große Menschenmengen zusammen. Ich wurde mit dem größten Geschenk überhaupt belohnt: einem Publikum, das von sich selbst erzählte. Allein durch das Zuhören erfuhr ich, dass ein feministisches Magazin in den USA eine Leserschaft finden würde, egal, wie lautstark die Experten aus der Verlagsbranche das Gegenteil behaupteten.

Bis dahin war ich eine freischaffende Publizistin gewesen, die niemals in einer Redaktion arbeiten oder für mehr verantwortlich sein wollte, als das Geld für die nächste Miete heranzuschaffen. Aber nachdem ich auf Reisen so viele Erfahrungen hatte sammeln können, schlug ich befreundeten Journalistinnen und Herausgeberinnen vor, ein feministisches Magazin zu gründen und uns, um es mit der großartigen Florynce Kennedy zu sagen, »um die Revolution zu kümmern, nicht bloß ums Abendessen«. Weil die betreffenden Journalistinnen ausgerechnet jene Themen nirgendwo unterbringen konnten, die ihnen am meisten am Herzen lagen, wurde *Ms.* aus der Taufe gehoben.

Von nun an wurde eine Redaktion mit Journalistinnen und Redakteurinnen zu meinem Lebensmittelpunkt. *Ms.* gab mir nicht nur Anlass zu weiteren Reisen, sondern ich bekam auch eine frei gewählte Familie, in deren Arme ich nach jedem Ausflug mit meinem prall gefüllten Notizblock zurückkehren konnte.

Unterm Strich muss ich sagen, dass ich ohne die Möglichkeit, draußen in der Welt unterwegs zu sein, niemals den Willen oder

die Mittel aufgebracht hätte, mich in dieser Form für meine Anliegen einzusetzen.

Zu neuen Reisen aufzubrechen – was immer auch bedeutet, sich selbst von einer Reise aufbrechen zu lassen – hat mich menschlich verändert. Unterwegs sein ist so chaotisch wie das Leben selbst. Es führt uns aus der Verblendung in die Wirklichkeit, aus der Theorie in die Praxis, aus dem Zaudern ins Handeln, aus der Statistik in die Story – kurz gesagt, aus dem Kopf ins Herz. Auf Reisen zu gehen ist neben lebensbedrohlichen Situationen und einvernehmlichem Sex die beste Möglichkeit, sich im Hier und Jetzt lebendig zu fühlen.

MEIN HAUPTANLIEGEN IST also, den wichtigsten, ältesten und doch am wenigsten sichtbaren Teil meines Lebens zu beleuchten. Normalerweise beschränkt sich der Austausch darauf, dass ich nach einer langen Reise nach Hause komme und zu Freunden sage: »Ich habe einen bewundernswerten Menschen kennengelernt, der ...«, oder: »Ich habe eine tolle Idee, wie wäre es mit ...«, oder, auch ein Klassiker: »Wir müssen endlich aufhören, über *die Amerikaner* zu reden, als wären wir ein homogener Haufen.« Ich bin inzwischen immun gegen Politiker, die sagen: »Ich habe dieses großartige Land bis in den letzten Winkel bereist, und daher weiß ich ...« Ich bin weiter gereist als die meisten Politiker, und ich weiß *nichts*.

Was man sich über unser Land erzählt, beschränkt sich zu meist auf Klischees, Tonschnipsel und die scheinbar fortschrittliche Vorstellung, jede Medaille habe zwei Seiten. In Wahrheit haben die meisten Medaillen drei oder sieben oder ein Dutzend Seiten. Manchmal glaube ich, dass es nur in einem einzigen Fall zwei Kategorien gibt: Es gibt Menschen, die alles in zwei Kategorien einteilen, und Menschen, die das lassen.

Wenn ich mich in all den Jahren auf die Medien und ihre Sicht der Dinge verlassen hätte, wäre mir mein Mut irgendwann abhandengekommen, denn als Nachricht zählt nur das, was zum Konflikt taugt, und Objektivität bedeutet in den meisten Fällen nicht viel mehr, als dass man das Negative sieht.

Auf meinen Reisen habe ich gelernt, dass die Medien nicht mit der Wirklichkeit gleichzusetzen sind. Nur die Wirklichkeit ist mit der Wirklichkeit gleichzusetzen. Beispielsweise bilden wir Amerikaner uns ein, die Freiheit zu schätzen, gleichzeitig sperren wir einen größeren Prozentsatz unserer Bevölkerung hinter Gitter als jedes andere Land der Welt. Ich kenne junge Menschen, die im Laufe ihres Studiums einen erdrückenden Schuldenberg anhäufen, und noch immer bringt niemand diesen Umstand mit einer Gesetzgebung in Verbindung, in deren Folge wir überflüssige Gefängnisse bauen und pro Strafgefangenem jährlich fünfzigtausend Dollar ausgeben – statt das Geld in die so dringend benötigten Schulen und unsere Studenten zu investieren. Ich bewundere den Unternehmergeist mancher Leute, ob sie nun Technologiefirmen oder Hotdog-Stände eröffnen; aber in keinem anderen Industriestaat klafft die Schere zwischen Arm und Reich weiter auseinander als in den USA. Auf meinen Reisen habe ich Bewohner von Indianerreservaten kennengelernt, deren Stammbaum Tausende Jahre zurückreicht, und ich habe Opfer von Menschenhandel und sexueller Ausbeutung getroffen, die erst gestern hier angekommen sind. Das Land verändert sich vor unseren Augen. In etwa dreißig Jahren werden Amerikaner mit weißer Hautfarbe in der Minderheit sein; zum ersten Mal in der Geschichte des Landes sind die meisten Neugeborenen nicht weiß. Die neue Vielfalt wird unser Weltverständnis vergrößern und unsere Kultur bereichern, dennoch werden manche Menschen weiterhin versuchen, ihre Identität aus den alten Machtverhältnissen abzuleiten. Vielleicht ist es ihre Angst, die sie dazu

antreibt, ein unbewusstes Schuldgefühl: *Was, wenn ich behandelt werde, wie ich die anderen behandelt habe?* Hinter dieser Furcht steht so viel Macht und so viel Geld, dass wir mit einer Gegenbewegung zur Erhaltung der alten Strukturen zu rechnen haben.

Wie Robin Morgan so weitsichtig schrieb: »Der Hass verallgemeinert, die Liebe geht ins Detail.«² Gerade deswegen ist es so unerlässlich zu reisen. Zu reisen bedeutet immer, ins Detail zu gehen.

MEIN ZWEITES ANLIEGEN besteht darin, dass ich Sie ermutigen möchte, selbst ein wenig auf Reisen zu gehen. Das setzt nicht notwendigerweise einen Ortswechsel voraus; Hauptsache, Sie bewahren sich die Geisteshaltung des Reisenden, der nicht das Bekannte sucht, sondern dem gegenüber offen ist, was auf der Reise geschieht. Es ist ab dem Moment möglich, wenn Sie vor die Tür gehen.

Wie ein Jazzmusiker, der improvisiert, wie ein Surfer beim Wellenreiten oder wie der Vogel, der sich von der Luftströmung tragen lässt, werden Sie mit makellosen Momenten belohnt, in denen alles zusammenwirkt. Hören Sie Judy Collins' »The Blizzard«, eine Geschichte von Fremden, die einander im Schneesturm kennenlernen, oder lesen Sie Alice Walkers Essay »Das Land meiner Väter ist die Armut«. Beide Werke sind persönlichen Ursprungs, nehmen eine unerwartete Wendung und gelangen an ein Ziel, das ebenso überraschend wie unvermeidlich ist – so wie das Reisen selbst.

Zu reisen ist eine weltweit verbreitete Droge. Die Karawane des Sufi-Dichters Rumi zog durch ein Dutzend muslimischer Länder, die Roma kamen aus Indien nach Europa und haben sich bis heute nicht endgültig niedergelassen, die australischen Aborigines und die Torres-Strait-Insulaner stimmen bei ihren

Wanderritualen die alten Gesänge an. Mein Reisebuch handelt von Amerika, denn es ist das Land, in dem ich lebe, das Land, das ich am intensivsten bereist habe und am dringendsten verstehen möchte, ganz besonders, da es auf den Rest der Welt einen so großen Einfluss ausübt. Ich bin zudem der Meinung, dass wir andere Länder erst dann verstehen können, wenn wir unser eigenes verstanden haben. Als junge Frau hatte ich das große Glück, ein Jahr in Europa und zwei Jahre in Indien zu verbringen, was seinerzeit allerdings weniger eine Reise ins Unbekannte und Neue war als eine Flucht vor dem bekannten Alten. Das beständige Europa erlaubte mir, mit meiner unbeständigen Kindheit abzuschließen, und das ferne Indien zeigte mir, unter was für unvorstellbaren Bedingungen der Großteil der Weltbevölkerung lebt. Ich bin diesem riesigen und problembeladenen Land dankbar dafür, dass die Zustände dort so unmöglich zu ignorieren waren; andernfalls wäre ich womöglich als die zurückgekehrt, die ich vor meiner Abreise war.

Meine Absicht ist, Sie auf meine Heimat neugierig zu machen. Entdeckungsreisen durch Amerika scheinen nicht sonderlich viele Fürsprecher zu haben. Wenn ich nach Australien oder Sambia reise, finden das alle schrecklich aufregend, doch wenn eine Reise innerhalb der USA ansteht, bringt man mir eher Mitleid für die vermeintlich bevorstehenden Strapazen entgegen. Dabei gibt es in den Staaten so viel Einzigartiges zu entdecken. Zum Beispiel übertreffen die Amerikaner in Sachen Optimismus jede andere Nation. Vielleicht liegt es daran, dass so viele Leute vor dem Übel in anderen Teilen der Welt hierhergeflohen sind oder dass sie den Aufstieg aus der Armut geschafft haben und sich im »Land der unbegrenzten Möglichkeiten« glauben; oder weil Optimismus ganz allgemein ansteckend ist. Was immer auch der Grund ist – wenn ich im Ausland bin, vermisse ich nichts so sehr wie diesen Optimismus. Allein seinetwegen kehre

ich immer wieder gern in meine Heimat zurück. Hoffen ist nicht die schlechteste Lebenseinstellung.

Ich erwarte von Ihnen natürlich nicht, genauso viel zu reisen wie ich. Wie Sky Masterson, der umherziehende Spieler aus den Geschichten von Damon Runyon, bin ich inzwischen in mehr Hotelzimmern gewesen als die Gideonbibel. Nach meinen ersten zwanzig Jahren als reisende Aktivistin fiel mir auf, dass ich niemals länger als acht Tage am Stück zu Hause gewesen war.

Ich hatte mich, wie Sie längst bemerkt haben, in das Reisen verliebt.

MEIN DRITTES ANLIEGEN ist, dass ich Geschichten erzählen möchte. Seit Jahrtausenden geben wir Menschen unsere Erfahrungen in Form von Geschichten und Gesang an jüngere Generationen weiter. Welche Statistik Sie mir auch zeigen, ich könnte zu jeder einzelnen eine Anekdote erzählen, die ihre Richtigkeit beweist oder sie widerlegt. Berichte und Bilder halten unseren Verstand beisammen. Als herumreisende Aktivistin – die nichts anderes ist als eine Vorbotin des gesellschaftlichen Wandels – habe ich oftmals den magischen Moment erlebt, wenn ein einzelner Mensch einer Gruppe von Fremden seine Geschichte erzählt. Aufmerksame Zuhörer erschaffen eine Art Magnetfeld, das Anekdoten ans Licht holt, die jahrelang unbeachtet im Fundus des Erzählers lagen. Eine der effektivsten Taktiken, eine wirkliche Veränderung anzustoßen, besteht darin, die Ohnmächtigen so viel reden zu lassen, wie sie zuhören, und die Mächtigen so viel zuhören zu lassen, wie sie üblicherweise reden.

Weil Frauen angeblich ganz besonders gut zuhören können, rutscht die reisende Frau – und ganz besonders die reisende Feministin – schnell in die Rolle der himmlischen Barkeeperin. Die Leute vertrauen ihr Sachen an, die sie selbst ihrem Thera-

peuten verschweigen. Als prominente Vertreterin einer politischen Bewegung, die das Leben vieler Menschen mit neuer Hoffnung erfüllt hat, bekam ich häufig sehr persönliche Geschichten zu hören, von Männern und von Frauen.

Ich erinnere mich an viele glückliche Fügungen und Geschenke des Schicksals. Einmal musste ich wegen eines Unwetters eine Zwangspause in einer Raststätte einlegen, wo zufälligerweise eine Jukebox herumstand und wo mir ein ebenfalls gestrandeter Tanzlehrer erklärte, dass der Tango in einem Armenviertel geboren wurde; ich sah, wie Kinder der Mohawk eine Sprache und Rituale erlernten, die viele Generationen lang verboten waren; ich besuchte eine Selbsthilfegruppe der anonymen Fundamentalisten, die es geschafft hatten, sich von der Droge namens Gewissheit loszusagen; ich wurde von einer Neunjährigen interviewt, die der Star ihres Fußballteams war; ich traf eine junge Latina, Studentin und Kind illegaler Einwanderer, die mir eine Visitenkarte mit der Aufschrift *Kandidatin für das Amt der US-Präsidentin im Jahr 2032* in die Hand drückte.

Selbst die Natur beschenkt jene, die sich auf Reisen machen. Mit den Nordlichtern in Colorado zum Beispiel oder mit einem Neumond in New Mexico, der so hell scheint, dass man die Linien in den eigenen Handflächen erkennen kann. Mit der Geschichte von dem einsamen Elefanten im Zoo von Los Angeles, der sich nach jahrelanger Trennung über das Wiedersehen mit einem Artgenossen freut, oder mit zu viel Schnee in Chicago, wo man sich mit einer Freundin am Kaminfeuer wiederfindet und plötzlich einen guten Grund hat, alle Termine abzusagen.

Zu reisen wird Sie wie nichts anderes auf der Welt dazu zwingen, in der Gegenwart zu leben.

MEIN LETZTES ANLIEGEN besteht darin, dass ich eine Wegbereiterin sein möchte – im wörtlichen Sinn. Zu reisen war immer eine Männerdomäne. Der Mann verkörpert das Abenteuer, die Frau steht für Heim und Herd und wenig mehr.

Schon als ich noch ein kleines Mädchen war, fiel mir auf, wie überaus versessen Dorothy im *Zauberer von Oz* darauf ist, bloß schnell nach Kansas zurückzufinden. Alice träumt von einem Abenteuer im Wunderland, wacht aber rechtzeitig zum Nachmittagstee wieder auf.

Angesichts der Heldenreisen des Joseph Campbell oder auch mit dem Gedanken an Eugene O'Neills Abenteurer, die von anhänglichen Frauen an der Abreise gehindert werden, machte ich mir selbst wenig Hoffnungen, die Welt erkunden zu dürfen. In der Highschool sah ich *Viva Zapata!*, Hollywoods Sicht auf das Leben des großen mexikanischen Revolutionärs. Als Zapata seinem Schicksal entgegenreiten will, klammert die Frau sich an seine Stiefel, lässt sich durch den Staub schleifen und fleht ihn an zu bleiben. Ich konnte mir noch nicht eingestehen, dass ich, statt als Mutter und Ehefrau zu Hause herumzusitzen, lieber in See stechen oder eine Revolution anzetteln wollte, aber immerhin schwor ich mir im Stillen, *niemals* einen Mann in seinem Freiheitsdrang einzuschränken.

Sogar das Wörterbuch definiert den Abenteurer als »Menschen, der das Abenteuer erlebt, sucht oder braucht«, während *Abenteurerin* eine Frau bezeichnet, die »zweifelhafte Mittel einsetzt, um zu Reichtum oder gesellschaftlichem Ansehen zu gelangen«.

Und geht eine Frau doch einmal auf Reisen, findet sie ein trauriges Ende; das belegen die weiblichen Erfahrungen von Amelia Earhart bis *Thelma und Louise*. Bis heute werden Frauen in weiten Teilen der Welt bestraft oder sogar getötet, wenn sie die Familie entehren, indem sie ohne einen männlichen Verwand-

ten das Haus verlassen oder ohne die schriftliche Erlaubnis des männlichen Vormunds ausreisen möchten. In Saudi-Arabien dürfen Frauen bis heute nicht Auto fahren, nicht einmal im Notfall zum nächsten Krankenhaus und schon gar nicht zum Vergnügen. Während der Aufstände des Arabischen Frühlings wurden Demonstrantinnen und ausländische Journalistinnen, die sich in der Öffentlichkeit aufhielten, zu Opfern von sexuellen Übergriffen.

Die Abwesenheit der Frau im Selbstfindungsroman erklärt die Autorin Margaret Atwood folgendermaßen: »Es besteht wohl ein einfacher Grund dafür: Schickt man eine Frau auf eine gefährliche nächtliche Reise, läuft sie Gefahr, wesentlich früher wesentlich toter zu sein als jeder Mann.«³

Ironischerweise wissen wir heute dank der Molekulararchäologie, die die Ausbreitung des Menschen auf der Erde durch DNA-Analysen nachvollziehbar macht, dass es eine Epoche gab, in der die Männer zu Hause blieben und die Frauen auf Wanderschaft gingen. In der Frühzeit wechselten achtmal mehr Frauen als Männer den Kontinent.⁴

In patriarchalisch und patrilokal organisierten Kulturen handelte es sich bei den Wanderungen natürlich um erzwungene Reisen ohne Wiederkehr; die Frauen lebten unter männlicher Kontrolle und im Haushalt des Mannes. In matrilo kalen Gesellschaften – die bis heute in einem Drittel der Welt vertreten sind – wird der Mann in die Familie der Frau aufgenommen, ohne jedoch seine Rechte zu verlieren, denn diese Gesellschaften sind und waren fast nie matriarchalisch strukturiert.

Angesichts der deprimierenden und oftmals berechtigten Warnung, allein zu reisen sei für Frauen gefährlich, stellt der moderne Feminismus eine grundsätzliche Frage: *Gefährlich im Vergleich wozu?*

Egal ob Mitgiftmord in Indien, Ehrenmord in Ägypten oder

häusliche Gewalt in den USA – die Zahlen belegen, dass die meisten Frauen von Männern misshandelt oder getötet werden, die sie gut kennen. Statistisch betrachtet ist das eigene Zuhause weitaus gefährlicher für eine Frau als die Straße.

Für eine Frau ist vielleicht nichts so revolutionär, wie selbstbestimmt auf Reisen zu gehen – und bei ihrer Rückkehr mit offenen Armen empfangen zu werden.

WIE SIE MERKEN werden, handelt dieses Buch nicht von einer oder mehreren Reisen, sondern von Jahrzehnten des Reisens, in denen mein New Yorker Zuhause mir als Ausgangspunkt diente. So gesehen erzähle ich die Geschichte einer modernen Nomadin.

Neben den Reisen über Land werden Ihnen zwei andere Formen des Reisens begegnen. Ich unternehme eine historische Reise in die Vergangenheit des nordamerikanischen Kontinents, auf dem wir heute leben, und eine kulturelle Reise, die durch alle möglichen gesellschaftlichen Schichten und unterschiedlichen Landstriche führt.

Und weil es in diesem Buch um Geschichten geht, fühlen Sie sich hoffentlich dazu angeregt, Ihre eigene zu erzählen und herauszufinden, wie spannend es ist, die Geschichten der anderen zu hören.

Ich wünschte, ich könnte es so halten wie die chinesischen Briefeschreiberinnen, die vor über tausend Jahren gelebt haben. Anders als ihre Brüder durften sie nicht zur Schule gehen, und so erfanden sie eine eigene Schrift namens *nushu*, »weibliches Schreiben«, und das, obwohl auf die Entwicklung und Verwendung einer Geheimsprache die Todesstrafe stand.⁵ Die Frauen schrieben heimlich Briefe und Gedichte, in denen sie ihre Freundschaften priesen und gegen die Einschränkungen ihrer Zeit protestierten. Eine der Briefeschreiberinnen formulierte es

so: »Männer verlassen das Zuhause, um sich in der Welt zu beweisen. Aber wir Frauen sind nicht weniger mutig: Wir haben eine Sprache erschaffen, die sie nicht verstehen können.«

Die Korrespondenz war den Frauen so kostbar, dass sich manche mit ihren Freundschaftsbriefen bestatten ließen. Es sind jedoch genug Briefe erhalten, aus denen ersichtlich ist, dass die Verfasserin eine schlanke Textsäule in die Mitte des Papiers setzte, um rechts und links einen breiten Rand für die Anmerkungen der Empfängerin zu lassen.

»Es gab große Zivilisationen, die ohne das Rad auskamen«, schrieb Ursula Le Guin, »aber keine einzige kam ohne Geschichten aus.«

Wenn ich könnte, ich würde auf jeder Seite dieses Buches eine Lücke lassen, für Ihre Geschichte.

MY LIFE ON THE ROAD